

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Fringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Fringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist 8.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Beitrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Der Verein der ausländischen Presse in Berlin wies die Darstellung des Moabiter Polizeikrawalls durch das Auswärtige Amt als unwahr zurück.

Der bayrische Landwirtschaftsrat erklärte sich mit einer vorübergehenden Einfuhr ausländischen Fleisches einverstanden.

Der Kiener Eisenbahn-Bezirkschef wurde verhaftet, weil er das Stehlen maschinell betrieben hatte.

Die türkische Regierung beorderte Truppen an die persischen Grenzen, angeblich, um dem Räuberunwesen zu steuern.

Bei dem Untergang eines haitianischen Kanonenbootes sollen 70 Personen umgekommen sein.

In Abessinien fielen infolge eines Mißverständnisses mehrere hundert Soldaten im Kampfe gegeneinander.

Die chinesische Konstitutionskammer hat beschlossen, dem Thron in einer Denkschrift bis Witta um eine möglichst baldige Eröffnung des Parlaments zu unterbreiten.

## Stützen der „nationalen“ Sache.

Leipzig, 27. Oktober.

Im Zimmer 413 des neuen Kriminalgerichts in Moabit sinkt nach Korruption und unsauberen Geschäften. Die Gebrüder Bruhn und der Redakteur Weber haben die Praktiken der „Wahrheit“ zu verantworten. Erpressung, Revolverjournalistik wirft ihnen der Staatsanwalt vor. Ob er sie ihnen beweisen kann, soll die mehrtägige Verhandlung ergeben. Leicht wird's ihm nicht werden, denn der Hauptzeuge, der schon wegen Erpressung verurteilte Dahsel, der am Verschweigen kein Interesse mehr hatte, ist dem Wahrheits-Trio sehr gelegen gestorben. Bleiben noch die Leute, gegen die Erpressungen verübt sein sollen. Wenn sie die Erpressung bestätigen, geben sie zu, daß sie Angriffe des Bruhnschen Blattes fürchteten. Gern werden sie das nicht tun. Und niemand kann ihnen nachweisen, aus welchen Motiven sie Inseratenaufträge an das edle Organ der „Reformpartei“ gaben. Indes, ob nun den Herren Bruhn und Weber Erpressung nachgewiesen wird oder nicht — über den Cha-

rakter ihres Blatts ist auch ohne diesen Nachweis kein Zweifel. Daß dieses Organ der Reformpartei eines der niedrigsten, auf die gemeinsten Instinkte eines sensationshungrigen, nach sexuellen Zweideutigkeiten und Familien-Intimitäten lüsternden Publikums spekulierenden Standaßblätter ist, das weiß jeder, der dieses Blatt einmal in die Hand genommen hat. Jedermann sieht auf den ersten Blick, daß dieses edle Papier ein Gewerbe daraus macht, Familiengeschichten und -Standälchen, die keinerlei öffentliches Interesse haben, vor die Öffentlichkeit zu schleppen, daß es mit der schmutzigen Wäsche von Berlin W. Geschäfte zu machen sucht. Die Wahrheit ist geradezu ein typisches Exemplar jener Presse, auf die sich die Regierung und die reaktionären Parteien allenfalls berufen könnten, wenn sie glaubhaft machen wollen, daß die neuen Anseher für die Presse, die sie in der kleinen Strafgesetznovelle und in dem Entwurf einer neuen Strafprozessordnung und der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz vorschlagen, nicht gegen die anständige oppositionelle Presse, sondern gegen die Standaßpresse gerichtet seien. Wenn in diesen Entwürfen die armselige deutsche Pressefreiheit noch weiter verkümmert werden soll durch Beschränkung des Wahrheitsbeweises und der Öffentlichkeit des Verfahrens, durch Verschärfung der Strafen für Beleidigung, wenn der in der Kommission abgelehnte neue § 188 des Strafgesetzbuchs bestimmt, daß die Verurteilung wegen Beleidigung ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit der behaupteten Tatsachen einzutreten soll, wenn diese lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren, so könnten naive Gemüter wirklich meinen, daß diese Forderungen eine Frucht eingehender Reflektur der Wahrheit seien.

So könnte es sein. So müßte es sein, wenn die Regierung, wenn die Parteien der Rechten wirklich den sittlichen Zorn und Ekel vor der Standaßpresse empfinden, den sie so meisterlich zur Schau zu tragen wissen, wenn sie ihre Anschläge auf das höchste Pressefreiheits, die in Wirklichkeit die oppositionelle Presse treffen sollen, zu begründen versuchen. Indes, die sittliche Entrüstung über die Erörterung von „Verhältnissen des Privatlebens, die das öffentliche Interesse nicht berühren“, erleidet eine fühlbare Einschränkung, wenn sie in einem Blatte erfolgt, das der Politik der Regierung und des Schnapsblocks keine Opposition macht, das keine Standaßgeschichten und Schilderungen des Berliner Nachtlebens vielmehr mit einer gehörigen Dosis reaktionärer Politik verfehlt, die man im Lager der Reaktionen unverfroren „nationale“ Politik nennt. Herr Wilhelm Bruhn, von Gnaden der Konservativen antikemistischer Reichstagsabgeordneter für den brandenburgischen Wahlkreis Friedeberg-Arnswalde, weiß sehr wohl, was er tut, wenn er die Herren Richter

immer wieder darauf verweist, daß sein Blatt ein stramm „nationales“ Blatt ist, daß die Leser, die sich auf der dritten Spalte an der pikanten Ausschachtung von Familienangelegenheiten der Wertheim und Israel telektieren, auf der ersten und zweiten einen gesinnungslüchtigen Leitartikel für blaushwarze Finanzreform und Liebesgabenpolitik, für Zollwucher und persönliches Regiment vorgelegt erhalten. Und mit welcher fröhlichem Vertrauen er trotz der Haltung der Staatsanwaltschaft noch auf das Wohlwollen der Staatsbehörden für die Wahrheit baut, das geht aus dem bezeichnenden Antrag des Angeklagten hervor, den Dezenten der Prehabteilung beim Berliner Polizeipräsidium, den Polizeirat Dr. Henniger als Sachverständigen zu laden, der bekunden sollte, daß die Wahrheit ein Blatt sei, das sich um die „nationale“ Sache höchst verdient gemacht habe. Noch bezeichnender aber ist, daß der Polizeipräsident dem Herrn Polizeirat die Genehmigung zur Aussage versagte, und zwar auf Grund des § 53 der Strafprozessordnung, da bei Lage der Sache zu besorgen sei, daß der Beamte in die Lage kommen würde, Umstände zu offenbaren, deren Bekanntwerden das Staatswohl gefährden könnte. (!) Dann wollte Herr Bruhn den Herrn Polizeirat wenigstens als Zeugen darüber vernommen wissen, daß er wiederholt erklärt habe, die Wahrheit verfolge „nationale“ Bestrebungen und sei zu schätzen als Gegengewicht gegen die demokratische Sensationspresse. Zu einer Beschlußfassung über diesen Antrag kam es nicht, da der Vorsitzende des Gerichts mittels, daß der Herr Polizeirat sich auf eine Auslandsreise begeben habe.

Der Prozeß, in dem ausgerechnet der — U i m a n von der Staatsanwaltschaft als Gutachter über den Charakter des Bruhnschen Blattes geladen ist, kann noch mancherlei interessante Dinge ans Tageslicht bringen. Unabhängig von seinem weiteren Verlauf und Ausgang hat er jetzt schon ergeben, daß der Abscheu der Staatsbehörden vor der geschäftlichen Ausschachtung von Familienkandalen nur so weit geht, als sie nicht mit der Bekundung „nationaler“ Gesinnung verbunden ist. Wie ja auch die sittlichen Rechtsparteien noch nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, daß sich der geschäftstüchtige Spekulant auf die Standaßsucht und die Eier an pikanten Nachtkloalgeschichten, der Herr Wilhelm Bruhn, sich zu den Thronen jährt.

Man darf eben im „nationalen“ Lager nicht gar so heikel sein, da die Stützen der guten Sache recht dünn gefäßt sind. Da darf es auf wenig mehr oder weniger Wurmstichigkeit nicht so genau ankommen. Wenn Friedrich Gluge, der Streikbruchunternehmer, ein „wertvolles Element“ ist, warum sollen dann Herr Wilhelm Bruhn und sein Papier nicht als Stützen der „nationalen“ Sache geschätzt werden? —

## Seuilleton.

### Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

Es war neuerdings ein heftiger Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten in Herrn Franz Mayer erwacht.

Kaum eine Versammlung unter den zahlreichen, die in seinem Bezirk abgehalten wurden, bei der er nicht erschienen und sich durch Zwischenrufe voll tüchtiger Gesinnung bemerklich machte.

Weber seinen Grund hinaus wagte er sich ungern. Höchstens verlor er durch einen Redner, der es ihm ganz ausnehmend angetan hatte und es den Widersachern besonders deutlich zu geben verstand. Denn er kannte alle Größen nach ihren Leistungen und hatte natürlich seine Lieblingsge danken darunter.

Man wurde auf den eifrigen Mann aufmerksam. Man begann ihn zu schätzen. Man warb um ihn und legte Gewicht auf seine geneigte Gesinnung. Denn er kam doch viel herum und konnte Stimmung machen. Dies schmeichelte ihm. Die vielen Schlagworte aber, die nur so in der Luft herumflogen, fanden Eingang bei ihm, regten ihn auf und wurden von ihm weitergetragen. Und was da von Argumenten vorgebracht ward, leuchtete ihm ein. Denn es war sachlich und von einer formelhaften Einfachheit.

Es gab Gelegenheit zu immer umfangreicherer und durch einen Zweck geheiligter Bummellei. Es kamen die Wahlen, an denen er sich freilich nur zu Beginn beteiligte, als es ihm noch Spaß machte, zu animieren, im Plakat die Säumigen zur Urne zu rufen, den Dunst der Agita-

tionslokale zu atmen, diesen schwülen Hauch der entflammten Leidenschaften. Späterhin, ja, da hatt' er zu derlei keine Zeit mehr, gar: „Wo's auf meine Stimm' gewiß net ankummt.“

Es kamen die Siegesfeste, bei denen er niemals fehlte und oftmals aus seiner im Grunde bescheidenen Statistenrolle austrat zur Würde eines wackeren Wiener Bürgers von altem Schlag, der hergezeigt wurde und der nach Tüchtigkeit der Gesinnung und Eifer für das Rechte vorbildlich sein dürfte für viele. Verbindungen und Bekanntschaften mit Studierten und Höherstehenden erguideten ihn innerlich. Manche darunter hatte erst die gleiche Welle zur Höhe gehoben, der er sich anvertraut und die ihn doch auch einmal tragen konnte. Also hatte sein Leben wieder eine Art Inhalt gewonnen, und zwar gerade von der Beschaffenheit, die ihm gemäß war.

Ein Schein von Geschäftigkeit, verbrämt mit großen Worten. Das war immer seine Sache gewesen. Er war zur Staffel geworden, auf der andere, Flinkere emporstiegen. Und er fühlte sich dadurch beglückt und die Hoffnung war in ihm, es werde mit der Zeit auch für ihn etwas abfallen, irgendein Pöstchen, das ihn versorge, wie es anderen aus seiner Bekanntschaft geraten war, die auch nicht mehr gewesen.

Er hatte zu Beginn versucht, seine Frau für seine neuen Interessen zu gewinnen. Denn manche taten sich so in der Bewegung hervor und nützten so den Männern.

Sie hörte ihm ohne jeden Anteil zu. Seine Erläuterungen langweilten sie. Höchstens: „Könnt' schon so sein, wie du sagst.“ Oder: „Laß mich aus mit deiner Politik. Ist bei dir eh' nur a Ausred' fürs Wirtshauslaufen und Zeitvertandeln. Hast sie epper gelernt? Wennst dich lieber um einen Verdienst umschauen möchtest!“

Er wurde grob. Ja, was er denn noch tun sollte? Und überhaupt, so lange die Alte lebte, sei alles umsonst, und es werde nicht besser.

„Die Alte? Das Alte.“

Er ereiferte sich, und sie wehrte nur so müde ab. Denn sie fühlte sich erschöpft bis zum Tode. So gleichgültig war ihr alles das! So abgemattet war sie, daß sie sich vor jedem Janz fürchtete, daß jeder Eindruck in ihr unter sank wie in einem tiefen Brunnen. Ein kurzes dumpfes Blätschern der Wasser, und alles schweigt wieder und niemand kann bemerken, was sich begab.

Denn das Geschäft, das sie eigentlich hätte sämtlich erhalten müssen, ging immer schlechter. Und sie konnt' ihm nicht mehr nachlaufen wie vordem, mit ihren Weinen, die sie kaum mehr selber tragen wollten. Allenthalben entstand Konkurrenz. Man drückte die Preise und schleuderte. Da konnte sie nicht mehr mit.

Und auf die Koffi war doch gar kein Verlaß. Ließ man sie einmal zuschneiden, so verdarb sie pünktlich alles. Und jeden Auftrag vergaß sie, und nichts hatte sie mehr im Kopf, nur ihren Navratil, und so tramhapert dummaüserte sie herum und wurde so ohne Grund rot und verfärbte sich, wenn man sie nur ordentlich ansah, daß einem das Herz wehtat und man sie nicht schelten konnte, was immer sie verpöfchte, und man hätte auf schlimme Gedanken kommen können, hätte man nur Zeit für einen Gedanken gehabt. Wüßte man nur, was tun?! Mit ihrem Mann zu sprechen aber widerte sie an. Dem war gar nichts mehr wichtig, als seine Versammlungen, und er war hochmütiger denn je.

Die Linnerl aber? Ja, die Linnerl war gottlob noch ein Kind. Ganz ein Kind. Gottlob! Denn kamen sie zu ihren Jahren, was hatte man von ihnen für alle die Sorge, die man an sie gehängt? Nichts, schlimmer wie nichts.

Da war die Geschichte mit der Kathi. Sie tat arg weh. Das war eine tiefe Besudelung. Und wie war sie nur fort! Ohne ein Wort des Abschieds, nicht anders wie eine Hündin, die läufig wird. Ja, bei ihnen hielt eben nur aus, wer mußte und solange er es mußte. Sie